

Diskussionsbeiträge

CHRISTIANE MÜLLER-WICHMANN · BERLIN

Freizeitgesellschaft? – Zur Demontage einer Legende¹

Folgender für Medienleute verfaßte Beitrag wird in FZP vorgestellt, weil er zur Wiederaufnahme der auch für Freizeitpolitik und Freizeitpädagogik wichtigen Diskussion der dem Begriff Freizeit impliziten/implizierbaren gesellschaftlichen Perspektive zwingt.

Die Redaktion

1. Abstract

Der Beitrag widerspricht der verbreiteten und nicht zuletzt auch für Freizeitpolitik implikationsreichen Formel „Arbeitszeitverkürzung gleich Freizeitverlängerung gleich Freizeitproblem“. Er lenkt den Blick vom behaupteten Freizeitwuchs auf massive *Umverteilungen von Arbeitszeit* zwischen Erwerbs- und Reproduktionsbereich und damit auf historische und sozialstrukturelle Ursachen der tatsächlichen Auslastung von Erwachsenen einerseits, der ungleichen Dispositionschancen über die qualitative soziale Ressource Zeit andererseits. Damit werden bislang ausgeklammerte und übersehene Aspekte in der Diskussion um die Determinanten von Freizeitverhalten und Zeitverwendung in den Vordergrund gerückt. Sie führen zu der zentralen These, daß unzureichende Dispositionschancen über Zeit als Medium der sozialen Existenz die Phänomene schaffen, die – wie etwa Dauerfernsehen – als „Unfähigkeit zur Freizeit“ mißverstanden werden.

2. Freizeitvermehrung als Forschungsartefakt

Freizeit ist auch Voraussetzung für Medienkonsum und Mediennutzung. Ihr Umfang und ihre Verteilung sind deshalb Dauerobjekt interessierter *Auftragsforschung*. Diese berichtet nicht selten verblüffende Ergebnisse. Ein Beispiel aus der unter dem Titel „Massenkommunikation“ bekannt gewordenen Langzeitstudie zur vergleichenden Analyse der Nutzung der tagesaktuellen Medien Fernsehen, Hörfunk und Tageszeitung: Die dritte Wiederholungsbefragung ermittelte 1980 für die Bundesrepublik, daß – bei weiterhin steigendem Trend – Männer werktags durchschnittlich 7:49 und Frauen 7:12 an Freizeit hatten (Kiefer 1981, 29). Sieben bis acht Stunden Freizeit an einem Werktag: Mit bloßem Auge ist erkennbar, daß solche Daten reine Forschungsartefakte sind. Das schließt nicht aus, daß sie im Kontext eines genau umrissenen instrumentellen Verwertungsinteresses ihre begrenzte Aussagekraft haben mögen. Keinesfalls jedoch vermitteln sie Erkenntnisse über die Verteilung von

Freizeit in der gesellschaftlichen Realität. Auch wenn sie vom gängigen Massenkonsens über unseren erheblichen, ständig weiter zunehmenden, aus den Arbeitszeitverkürzungen uns angeblich zum „Vakuum“ oder zumindest zum „Freizeitproblem“ geratenen Freizeitumfang gestützt werden: Derartige Durchschnittsbildungen sind irreführend. Sie verstellen die Einsicht in die derzeitige Situation, behindern adäquate Hypothesen über den Zusammenhang von Freizeitverteilung und Medienkonsum und verhindern die Entwicklung plausibler Prognosen.

Ohne die Probleme Grüner Witwen, arbeitsloser Jugendlicher und Erwachsener und isolierter alter Leute zu leugnen, deren Ausgrenzung aus dem zentralen Lebensbereich Berufsarbeit eben *auch* bedeutet, Zeit totschlagen zu müssen: Orientierungsrahmen für Erkenntnisse bleibt notwendig die *Lebensrealität von Erwerbstätigen* und Hausfrauen in der aktiven Familienphase. Sie sind die sozial dominanten Bevölkerungsgruppen, von ihnen hängen ganz konkret die Lebensbedingungen der Kinder, der Alten, der anderen Nichterwerbstätigen ab. Und ihr Alltag ist weitgehend ausgelastet durch die Vielfalt von Anforderungen einer Normalbiographie. Diese Auslastung läßt sich bei einigem methodenkritischem Aufwand auch anhand vorliegender Untersuchungen belegen, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe (Müller-Wichmann 1984a).

In jüngster Zeit mehren sich *Veröffentlichungen* wie „Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns“ (Becker-Schmidt u. a. 1982) oder „Gesellschaft ohne Zeit“ (Rinderspacher 1985), die ihrerseits schon im Titel die Rede von der „Freizeitgesellschaft“ zur Makulatur machen. Ohne hier auf Einzelbefunde einzugehen: Wird Freizeit formal korrekt als *disponible* Zeit definiert (rollentheoretisch formuliert: von den Anforderungen aus dem zentralen Rollensatz eines Akteurs abgegrenzt), ergeben sowohl quantitativ-deskriptive Daten aus Zeitbudgetstudien als auch qualitative Beschreibungen von Tagesläufen nur undramatische Zeitreste, die nicht von sozioökonomischen Verpflichtungen absorbiert sind.² Diese Reste streuen allerdings erheblich nach Familienstand, Berufsstatus, Geschlecht und Wochentag und sind am größten bei Männern der oberen Berufs-, Einkommens- und Bildungsgruppen, am kleinsten bei Frauen der entsprechenden untersten Gruppen. Für einen Großteil der berufstätigen Frauen bleibt alltags praktisch nichts, und chronische Schlafdefizite während der Arbeitswoche sind weit verbreitet. – Darüber hinaus korreliert der Umfang der verbleibenden Zeit *positiv* mit Aktivitätenvielfalt, sogar mit der Zeit gleichzeitiger Sekundär- und Tertiäraktivitäten – dem Phänomen der „Zeitvertiefung“ (Scheueh), durch das sich das Zeitbudget gleichsam vergrößern läßt. Für Hausfrauen, denen durchschnittlich am meisten Zeit bleibt, gilt dieser Zusammenhang jedoch nicht. Dies ist ein Hinweis auf die *qualitativen* Aspekte von Zeit und die Bedeutung von Zeitautonomie: Freizeit ist nicht identisch mit Lücken, die rechnerisch übrigbleiben. Ich komme darauf zurück.

3. Mängel herkömmlicher Freizeitforschung

Die noch herrschenden Annahmen über Freizeitwuchs, Freizeitunfähigkeit und ihren Zusammenhang resultieren aus zwei zentralen Mängeln der herkömmlichen Freizeitforschung:

- einer Vernachlässigung und *Mißinterpretation von Arbeit* außerhalb beruflicher, gegen Kontrakteinkommen geleisteter Erwerbsarbeit
- einer Vernachlässigung theoretischer Analysen von *Zeit* als sozialer Kategorie und somit als Verteilungsproblem im herrschaftssoziologischen Sinn und einer *Mißachtung des Zusammenhangs von Zeit und Sinn*.

Beide Mängel führen zu einer drastischen Überschätzung quantitativer und qualitativer Handlungsspielräume von Menschen. – Im folgenden kann ich nur die Prinzipien skizzieren, die zu adäquateren Ergebnissen führen. Der Zugang erschließt sich insbesondere über theoretische Ansätze und empirische Befunde aus der neueren Arbeitszeit-, der Hausarbeits- und der Zeitforschung. Sie sind für die Freizeitthematik außerordentlich fruchtbar, selbst wenn von Freizeit zunächst nicht viel die Rede sein wird (Müller-Wichmann 1985).

3.1 Arbeit außerhalb der Arbeit

Befassen wir uns zunächst mit der quantitativen Dimension. Die Behauptung unseres dramatischen Freizeitwuchses³ bezieht ihre größte Plausibilität aus der Halbierung der Wochenarbeitszeiten in den letzten hundert Jahren; ich werde mich deshalb hier exemplarisch auf diesen Punkt beschränken. Doch selbst wenn wir diese Halbierung pauschal akzeptieren und Einwände und Differenzierungen zurückstellen⁴: Eine *polare Abgrenzung gegen Arbeit* nur im Sinne „bezahlter Erwerbsarbeit“ ist soziologisch völlig unsinnig. Das gesamtgesellschaftlich notwendige Arbeitsvolumen ist in bezahlter und unbezahlter Arbeit organisiert, wobei die letztere die weitaus „größere“ Hälfte ist. Aus den Bruttosozialproduktberechnungen ausgeklammert und deshalb traditionell Stiefkind der Ökonomie, wurde sie erst durch die angebliche „Krise der Arbeitsgesellschaft“ (vgl. Matthes 1983) zum Gegenstand lebhaften Interesses von Wissenschaft und Politik befördert. Begriffe wie „Eigenarbeit“, „Dualwirtschaft“, „Schattenarbeit“, „Informeller Sektor“ u.a. oder Neuerscheinungen wie „Wenig Arbeit, aber viel zu tun“ (Dierkes/Strümpel 1985) repräsentieren mehr als nur den Zeitgeist.

Im Kontext einsetzender Illusionsbildung über Ganzheitlichkeitserfahrungen und Selbstverwirklichungschancen bei der neu entdeckten „*Arbeit außerhalb der Arbeit*“ haben feministische Theoretikerinnen nüchtern darauf hingewiesen, daß der Löwenanteil dieser „Eigenarbeit“ auf die Fülle der Güter und Dienstleistungen materieller und immaterieller Art entfällt, die – überwiegend von Frauen – in privaten Haushalten erbracht wird.⁵ So unzulänglich unsere Begrifflichkeit für menschliche Tätigkeit zur Existenzsicherung in Produktion und Reproduktion ist: den TÜV-Termin und die Familienplanungsdiskussion, die Küchenrenovierung und die Reklamation bei der KFZ-Werkstatt, den Termin beim Schullaufbahnberater und die Vorbesprechung der Klassenreise, den Weg zum Rechtsanwalt und zur Verbraucherberatung, die Vorsor-

geuntersuchung und den Streit mit den Videofreaks unter dem Rubrum „Familie und Freizeit“ mißzuverstehen, signalisiert primär die theoretische Unbegreiflichkeit des Charakters von Reproduktionsarbeit. Diese „private Alltagsarbeit“ ist nicht beliebig. Das Insgesamt technisch-praktischer Planungs-, Organisations-, Bürokratie-, Konsum- und Sozialisations-Arbeit stellt das materielle und soziokulturelle Lebensniveau der privaten Haushalte unter den spezifischen normativen Standards überhaupt erst her. Im dynamischen Funktionszusammenhang der gesellschaftlichen Arbeitsteilung erbringt sie die notwendigen Vor- und Nachleistungen für das Funktionieren unseres Wirtschafts- und Sozialsystems.

3.2 Verschiebung im gesellschaftlichen Zeitbudget

Doch selbst bei diesem theoretischen Vorverständnis von Hausarbeit als widersprüchlicher Einheit psychophysischer Reproduktionssicherung im Funktionszusammenhang gesellschaftlicher Arbeitsteilung bleibt die *Auslastung erklärungsbedürftig*. Dramatische Arbeitszeitverkürzungen werden gerade auch für den *häuslichen* Bereich unterstellt, und zwar bei den praktisch-technischen Verrichtungen durch Technisierung und Maschinisierung, und bei den sozialen und psychischen Leistungen durch den behaupteten „Funktionsverlust“ der Familie. Die empirischen Daten jedoch verweigern den Beleg. Das Problem läßt sich klären, wenn man unter Rückgriff auf einschlägige sozialhistorische Erkenntnisse und Sozialstrukturdaten Verschiebungen im gesellschaftlichen Zeitbudget zwischen erwerbswirtschaftlicher und unbezahlter, zwischen außerhäuslicher und häuslicher Arbeitskraft rekonstruiert und dabei nicht Individuen, sondern Haushalte als Verteilungsinstanzen von Zeit betrachtet. Zwar liegen für eine solche neue Perspektive noch keine systematischen Forschungen vor, dennoch sind weitgehende Annäherungen möglich. Zentral erscheinen mir vier Punkte (vgl. Müller-Wichmann 1984b):

1. *Die falsche Bezugsgröße*: Die überwältigende Mehrzahl der heutigen Privathaushalte kann weder mit dem vorindustriellen „Ganzen Haus“ noch mit den aufwendigen bürgerlichen Stadthaushalten des 18. und 19. Jahrhunderts verglichen werden, sondern ist auf die Existenzformen des Land- und Industrieproletariats sowie kleiner Handwerker und Bauern zu beziehen. Während die ersteren über die häuslichen Arbeitskraftressourcen von Gesinde, Dienstboten, Hauspersonal und unverheirateter weiblicher Verwandtschaft verfügten und selbstverständlich in erheblichem Umfang Waren und Dienstleistungen auch am Markt bezogen, hatten die letzteren aufgrund ihres erbärmlichen Reproduktionsniveaus und ihrer dürftigen Habseligkeiten nur bescheidenste häusliche Leistungen für sich zu erbringen.

2. *Die neuen Inhalte*: Technisierung, Bürokratisierung, Verwissenschaftlichung, Verrechtlichung und Demokratisierung (!) unseres Lebens führen zu einem *Zuwachs* an Anforderungen und Qualifikationen. Wir müssen sehr viel lernen, wissen, können und tun, um unseren Alltag zu meistern und mit seinen Veränderungen vertraut zu bleiben – von der Führerscheinprüfung zu Versorgungsausgleichsstreitereien, von aufwendiger Heimwerkerei zu häuslichen Hilfsdiensten für die Kieferorthopäden, vom Training mit Legasthenikern bis zum Schnellkurs in Urlaubs-Italienisch. Die in

kürzester Zeit etablierten Begriffe wie „Konsumarbeit“, „Sozialisationsarbeit“, „Beziehungsarbeit“, Gesundheitsarbeit“, „Privatbürokratie“ u. ä. signalisieren dabei die Subsumtion weitester Lebensbereiche unter nie gekannte Effizienz- und Rationalitätskriterien (vgl. a. Prott 1984). Ausdruck von Veränderungen unserer Lebenswelt ist auch der „Abbau der herrschaftlichen Distanz“ (Tyrell) zwischen den Generationen und den Partnern, der nur noch Restbestände an zeitsparenden Konventionen hinterlassen hat. Die auf Diskurs statt auf Anweisungen eines Familienoberhauptes orientierte Kommunikation vervielfacht die innerfamilialen Anforderungen ebenso wie die durch die längere durchschnittliche Lebenserwartung häufigere (!) Gleichzeitigkeit von Generationen und die üblich gewordene Partnerwahlkorrektur durch Trennungen und Scheidungen, d.h. ohne daß ein Sargdeckel die Interaktionen beendet.

3. *Das reduzierte Arbeitspotential:* Seit Ende des letzten Jahrhunderts zeichnet sich der Prozeß der strukturellen Verschiebung in der Allokation von Frauenerwerbsarbeit ab. Die Abwanderung häuslicher Dienstboten in Industrie und Gewerbe – ein Prozeß, den zuvor die Männer hinter sich gebracht hatten – wurde ab 1900 als „Dienstbotenproblem“ registriert. Etwa gleichzeitig nahmen weitere, bis heute nicht abgeschlossene Veränderungen in der Binnenerwerbsstruktur von Frauen ihren Anfang. So sind heute fast alle unverheirateten Frauen erwerbstätig (bzw. gehen einer Ausbildung nach), und die Erwerbsquote verheirateter Frauen hat sich – bei weiter steigender Tendenz – seit 1880 mehr als vervierfacht; das Qualifikationsniveau ist drastisch gestiegen, die Quote der Selbständigen und mithelfenden Familienangehörigen um mehr als die Hälfte geschrumpft.

4. *Demographische Veränderungen der Wirtschaftseinheiten:* Die Zahl der Privathaushalte hat sich seit der Reichsgründung – bezogen auf das Gebiet der Bundesrepublik – knapp verdreifacht, ihre durchschnittliche Größe hat sich fast halbiert, und der Anteil der Ein-Personen-Haushalte hat sich mehr als vervierinhalbfacht. Es hat sich also ein gegenläufiger Prozeß zur Konzentration in Industrie und Gewerbe vollzogen. Diese Verkleinerung und Vervielfachung der Haushalte erzeugt in allen Dimensionen absolut und relativ Mehraufwand, ganz abgesehen vom ineffizienten Einsatz aller Ressourcen (Investitions- und Verbrauchsgüter, Arbeitskraft, Zeit).

4. Fazit

Die Bilanz dieser ineinander verschränkten Prozesse führt zu einem unorthodoxen Ergebnis. Die Technisierung der Haushalte und die infrastrukturelle Entwicklung (Energieversorgung, Kanalisation, Müllabfuhr, öffentliche Verkehrs- und Kommunikationssysteme) haben zwar die technisch-praktische Hausarbeit erleichtert. Aber die historische Perspektive verdeutlicht *zwei gegenläufige Entwicklungen:* Wo qualifizierte Hausarbeit ihren sozialen Ort hatte, war die Arbeitskraft von *Dienstboten* zu ersetzen. In den neu entstehenden Haushalten des ehemaligen Vierten Standes jedoch erwachsen zum ersten Mal – mit erheblicher zeitlicher Verschiebung – Ansprüche an Hygiene, Ernährung, Erziehung, Gesundheit, Wohnung, Kleidung, Bildung, Freizeit fast aus dem Nichts. Sie wurden nicht durch irgendwie arbeitsfreien

Konsum befriedigt, sondern durch Eigenarbeit, die zusätzlich zur Lohnarbeit zu erbringen war.

Gleichzeitig hat die *Verlagerung von* gewerblich oder durch die öffentliche Hand erbrachten *Dienstleistungen* auf die Haushalte selbst begonnen, wie etwa Gershunys Untersuchungen zur „self service economy“ (z.B. 1983), Hubers Arbeiten zur Dualwirtschaft (z.B. 1984), Joerges' Abhandlungen zur „Konsumarbeit“ (z.B. 1985) oder ●stner/Willms Untersuchungen über Verschiebungen in der Allokation weiblicher Arbeitskraft zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit (z.B. 1983) zeigen. Die Verteuerung der personbezogenen Dienstleistungen macht uns zu unseren eigenen Handlangern an Fahrkarten-, Bank- und Wechselautomaten, Computerkassen, Benzinzapfsäulen und Ölabsaugpumpen, Möbelbausätzen, Schlagbohrern und – Umweltbewußtsein heißt Arbeit! – bei der ökologischen Sortierung des Mülls.

Insgesamt ist der Umfang der von privaten Haushalten erbrachten Leistungen stärker gewachsen als ihre Produktivität. Das bedeutet *Mehrarbeit*. So stehen den verkürzten Erwerbsarbeitszeiten (sofern man sich auf den Vergleich nur mit frühindustriellem Proletariat einläßt) erhebliche *Anforderungszuwächse im Reproduktionsbereich* gegenüber. Sie müssen in den einzelnen Haushalten gleichsam mit reduzierten Arbeitskraftressourcen bewältigt werden. Im mittleren Erwachsenenalter sind die Mehrzahl der unverheirateten Frauen, die Hälfte aller verheirateten Frauen und nahezu alle Männer erwerbstätig. Das heißt, mehr Menschen als je müssen und wollen (!) gleichzeitig Anforderungen aus teilweise inkompatiblen Subsystemen nachkommen, und das bei gestiegenem Rationalitäts- und Effizienzdruck in *beiden* Bereichen. Diese Entwicklung bedeutet eine Extensivierung und Intensivierung der Gesamtanforderungen. Sie bedeutete tendenziell eine Sprengung des Zeithorizontes, denn der Normalarbeitstag war und ist weiterhin auf die großen gesellschaftlichen Arbeitsteilungen zugeschnitten: zwischen Beruf und Hausarbeit, zwischen Mann und Frau, zwischen „Herrschaft“ und „Dienstboten“ (vgl. Beck-Gernsheim 1980) – wenn denn Lebensqualität auch in der Form von freier Zeit erfahrbar sein soll. Soweit also von „Freizeitgesellschaft“ keine Spur, aber immerhin einige Gesetzmäßigkeiten, die die bisherige Auslastung erklären.

Anmerkungen

¹ Der vorliegende Aufsatz greift auf Arbeiten zurück, die ich an anderer Stelle veröffentlicht habe. Grundlage (mit ●uellen, Belegen, ausführlicher Literaturliste und notwendigen Erweiterungen und Differenzierungen) ist der Forschungsbericht: *Zeitnot. Untersuchungen zum „Freizeitproblem“* und seiner pädagogischen Zugänglichkeit. Weinheim – Basel 1984 (Müller-Wichmann 1984a). Nur zur weiterführenden Argumentation in diesem Artikel habe ich auf zusätzliche, weitgehend neueste Literatur verwiesen.

² Nach methodisch und begrifflich angemessenen Studien summieren sich bei Erwerbstätigen durchschnittlich zwischen 2 und 3 Stunden „Restzeit“ pro Werktag; vgl. etwa die Daten aus Szalai (Hrsg.) 1972, *Emnid* 1983, Maase 1984. – Diese Werte sind nochmals grundsätzlich und z. T. erheblich nach *unten* zu korrigieren, wenn man Freizeit *konsequent* auch von Reproduktionsarbeit im hier zugrundegelegten Verständnis abgrenzt und deren wahrnehmungspsychologisch bedingte Unterschätzung berücksichtigt.

³ Die gängigen Berechnungen des Freizeitwachses beziehen sich sowohl auf die Verkürzung der Lebensarbeitszeit (durch verlängerte Ausbildungsdauer, vorgezogenes Rentenalter und gestiegene Lebenserwartung) als auch auf die Verkürzung der Arbeitszeiten innerhalb der Erwerbsphase (durch Tages-, Wochen- und Jahresarbeitszeitverkürzung).

⁴ Die übliche Bezugsgröße „Frühkapitalistische Industrie-arbeitszeiten“ enthält eine soziologisch und historisch verengte Perspektive. Seit Jahren liegen übereinstimmende Ergebnisse sozialhistorischer Studien vor, nach denen unsere heutigen Jahresarbeitszeiten sich erst seit kurzem wieder den vorindustriellen angeglichen haben – „von oben“ sozusagen, bei allerdings unvergleichbarer Binnenstruktur. Erst mit dem Merkantilismus kam es allmählich zu der Extensivierung der Arbeitszeit mit dem Gipfel Mitte des 19. Jahrhunderts deren Reduktion wiederum – die „Arbeitszeitverkürzungen“ – mit einer generellen Intensivierung von Arbeit erkaufte wurde. – Im übrigen kam es erst in diesem Jahrhundert zur „Universalisierung“ von Erwerbsarbeit (jedenfalls für Männer aller Schichten), und verschiedentlich wird heute *länger* gearbeitet als je zuvor.

⁵ Zuletzt Westphal-Georgi 1985.

Dieser Beitrag stellt die überarbeitete Fassung eines Aufsatzes in „Rundfunk und Fernsehen“ 3-4/85 dar. Er wird fortgesetzt in FZP 3-4/86 unter der Überschrift „Die Zukunft der Freizeit“ (mit den Literaturangaben).

Anschrift der Verfasserin: Dr. Christiane Müller-Wichmann, Diplomsoziologin, Bozener Straße 3, 1000 Berlin 62

Allgemeinbildung – Arbeit – Freizeit: Heidelberg 10.–12.3.1986 DGfE

Die Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) suchte nach dem „Allgemeinen“ der „Allgemeinbildung“ auf ihrem 20. Kongreß vom 10.–12.3.1983 in Heidelberg. In deutlicher Distanz zur erkennbaren Tendenz eines politischen Mißbrauchs sollte die gegenwärtige Bedeutung des Begriffs aus seiner Geschichte heraus im Hinblick auf sich abzeichnende neue Bereiche des Lebens und Lernens geklärt werden. Wolfgang Klafki (Marburg), am 12.3. fast einstimmig zum neuen Vorsitzenden der DGfE gewählt, vergewaltigte eingangs die Dimensionen des neuhumanistischen „klassischen“ *Bildungsbegriffs* der „Deutschen Bewegung“ (1770–1830) von Wieland und Kant bis zu Goethe und Hegel. Die selbstbestimmte „Bildung“ zur „Humanität“ in den Dimensionen „(Politische) Moral“, „Erkennen“, „Ästhetik“ und schließlich auch „Arbeit“ bezeichne den historischen Kern des Begriffs. Weiter ausgelegt wurde er im Hinblick auf die „Moralerziehung“ von Fritz Oser, (Fribourg/Schweiz), auf „Computerbildung“ durch Hannelore Faulstich-Wieland (Frankfurt) und auf das „Allgemeine“ (Offenheit und Synthese) durch Adalbert Rang (Amsterdam). Der Tradition einer Geisteswissenschaft folgend blieb dieser Einstieg mehr historisch orientiert vorsichtig, ließ jedoch eine (selbst-)kritische Grundintention erkennen (Klafki). – Erst in den 12 Symposien, 13 Arbeitsgruppen und 3 Kolloquien mit 240 Referenten und rund 1000 Teilnehmern wurden hermeneutische, empirische und handlungstheoretische Zugänge zu den mehr *aktuellen Dimensionen* des Bildungsbegriffs untersucht. „Neue Technologie“, „Atomzeitalter“, „Ökologie“, „Allgemeinbildung von Frauen“ und „Freizeit“ erwiesen sich als dafür wichtige Dimensionen (s. auch Mitteilungen der DGfE-Kommission „Freizeitpädagogik“).